Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

K L E I N E R U N D S C H A U

HAYDN — MOZART VON WILLI REICH

Die beiden von Willi Reich zusammengestellten und herausgegebenen Dokumentensammlungen *«Joseph Haydn, Leben — Briefe — Schaffen»* und *«Bekenntnis zu Mozart»*[1] füllen sowohl in der Bibliothek des Musikliebhabers und -laien als in derjenigen des Musikschriftstellers und -wissenschaftlers eine Lücke aus. So sehr sie innerlich zusammenzugehören scheinen, so verschieden sind sie doch dem Aufbau und dem Dienste nach, den sie versehen. Während das Haydnbuch auch Briefe, Tagebuchnotizen und andere Schriftstücke des Komponisten enthält und sich der Herausgeber in ihm auf die Wiedergabe von Dokumenten beschränkt hat, die zu Lebzeiten oder doch nicht später als zwanzig Jahre nach dem Tod Haydns entstanden sind, hat sich Reich in «Bekenntnis zu Mozart» die Aufgabe gestellt, ausschließlich Aeußerungen über Mozart zu sammeln, und er hat dabei — da zeitgenössische Berichte über Mozart unter anderem bereits von Albert Leitzmann zusammengestellt wurden — dem 19. und 20. Jahrhundert den Vorrang gegeben. Im einen wie im andern Fall erweist sich Reichs Versuch als nützlich, indem er in Hinsicht sowohl auf eine bisher noch fehlende wissenschaftliche Standard-Biographie Haydns als auf eine erschöpfende Darstellung des «Mozartbildes im Wandel der Zeiten» als Wegweiser dienen kann. Das Haydnbuch hat eine biographische, das Mozartbuch eine geistesgeschichtliche, speziell historiographische Aufgabe zu erfüllen. Es dürfte zum Teil mit diesem Unterschied, zum Teil auch mit der Verschiedenartigkeit der behandelten Persönlichkeiten und ihres Abbildes im Spiegel der Um- und Nachwelt zusammenhängen, wenn die Arbeit über Haydn einen einheitlicheren und klareren Eindruck hinterläßt als diejenige über Mozart, deren Aufbau durch den ständigen Wechsel chronologischer, sachlicher und persönlicher Gesichtspunkte im einzelnen nicht völlig zu überzeugen vermag.

Die «Biographischen Notizen» des kaiserlichen Legationsrates Georg August Griesinger, der mit *Haydn* während der zehn letzten Jahre seines Lebens regelmäßig in Verbindung gestanden war, geben einen kurzen aber trefflichen Ueberblick über das reichhaltige Leben des Meisters und enthalten vor allem auch schriftliche und mündliche Aeußerungen Haydns selbst, die den «Vater der neuern Musik» in seiner ganzen Liebenswürdigkeit lebendig werden lassen und zudem auch für den Kulturhistoriker von Interesse sind. Fühlt man nicht unmittelbar den Pulsschlag des englischen Parlamentarismus, wenn man in Haydns Aufzeichnungen über seinen ersten Aufenthalt in England auf folgende, eine Opernaufführung betreffende Stelle stößt? «Der gegemeine Pöbel in den Galerien ist durchaus in allen Theatern sehr impertinent und gibt mit Ungestüm den Ton an. Das Parterre und die Logen haben manchmal viel zu klatschen, bis etwas Gutes repetiert werden kann. Es war eben heute abends der Fall

[1] Verlag Josef Stocker, Luzern

BIBLIOTHEK der E. T. H.

mit dem schönen Duett im dritten Akt, fast eine Viertelstunde ging mit pro und contra vorüber, bis endlich das Parterre und die Logen den Sieg davontrugen und das Duett repetiert wurde.» Nicht weniger bezeichnend für den Geist der Zeit ist sodann die «Konvention und Verhaltungsnorma des Vizekapellmeisters», das heißt der im Auftrag des Fürsten Esterhazy ausgestellte Anstellungsvertrag, der Haydn unter anderem vorschrieb, «sich also, wie es einem ehrliebenden Haus-Offizier bei einem fürstlichen Hofstaat wohl anstehet, nüchtern und mit den nachgesetzten Musicis nicht brutal, sondern mit Glimpf und Art bescheiden, ruhig, ehrlich aufzuführen . . .» Diese Konvention stellt, nebst zwei von Haydns Kopisten Johann Eßler und dem aus Schillers Jugendjahren wohlbekannten Johann Andreas Streicher stammenden Briefen über des Meisters Tod, eine wertvolle Ergänzung zu den «Biographischen Notizen» Griesingers dar. Haydns frohmütiger, humorvoller, gutherziger und frommer Charakter eröffnet sich uns sodann aus den Briefen an die «verehrte Freundin», Maria Anna von Genzinger, und die «geliebte Sängerin», Luigia Polzelli, sowie nicht zuletzt aus seinem ausführlichen Testament. Manche Anregung findet der Musikliebhaber auch in der Haydns Schaffen gewidmeten Auswahl von Gedanken aus verschiedenen kunsttheoretischen Werken oder Zeitschriften, wobei Reich vor allem das Verdienst zukommt, in zwei Fällen auf die in Vergessenheit geratene Autorschaft Carl Friedrich Zelters hingewiesen zu haben.

Die Vereinigung von Aeußerungen über *Mozart* unter dem Motto «Bekenntnis zu Mozart» schließt die Heranziehung einzelner kritischer Bemerkungen wie derjenigen des schweizerischen Musikschriftstellers und Musikers Hans Georg Nägeli, dem die Kontrastierung von «Kantabilität» und «freiem Tonspiel» bei Mozart als «Stilunfug» erschien, nicht aus. Stimmen dieser Art verstärken nur den Eindruck, daß das Genie Mozart eine verwirrende Fülle von Reaktionen und Fragen auszulösen imstande war und ist. War Mozart der «letzte seines Geschlechts», wie sich Bernard Shaw ausdrückt, war er, wie Busoni sagt, «ein Abschluß und kein Anfang»? Hat Hans Mersmann recht, wenn er darauf hinweist, daß wir Mozarts Musik wie diejenige Bachs als «ein Entferntes, Abgelöstes, Reines, mit der Sehnsucht nach etwas unwiderbringlich Verlorenem» lieben, und daher in ihr die Erfüllung des Barockideals erblickt? Ist Mozart der Inbegriff des Rokoko, als der er im Spiegel des 19. Jahrhunderts des öftern erscheint, oder ist er ein «Revolutionsmensch, der große Apostel des freien Menschentums», wie Paul Beker verkündet? Begann mit seinem Werk, wie Franz Liszt und viele andere glauben, ein neues Zeitalter der Musik? Beschließt Mozarts früher Tod ein erfülltes Leben, oder wird der Reichtum des Unvollendeten erst in kommenden Zeitaltern erschöpft werden? Mozart gilt nicht nur als Darsteller der Liebe (Christian Albrecht Siebigke), als Verkünder der «höchsten Einfachheit» (Delacroix) und Reinheit (Brahms) oder als «Heros der Jugend» (Bernhard Paumgartner) — das 20. Jahrhundert hat in ihm auch den Trieb zum Dämonischen entdeckt, und es fühlt sich durch Mozarts Musik in das Reich des Unbewußten versetzt (Richard Strauß). Auch die Frage der Mozartinterpretation wirft auf die Geistesgeschichte bedeutsame Schlaglichter. Während Nietzsche in der Zeit der Spätromantiker dagegen protestierte, daß man dem Vortrag Mozartscher Musik «zu viel Hochrelief» gebe — was er als eine «Sünde wider den Geist» empfand —, sah sich Leo Blech am Anfang des 20. Jahrhunderts vielmehr genötigt, den historischen Mozartstil anzufechten, und Alfred Polgar verhöhnte mit schneidender Ironie die allzu realistische Aufmachung der Mozartoper in der Zwischenkriegszeit. — War Mozart glücklich? Auch über dieser Frage teilen sich die Meinungen wohl nicht nur der Menschen, sondern auch der Zeitalter. Der Zeitgenosse Mozarts, Thomas Busby, verneint sie, Romain Rolland und Giraudoux vertreten, von einer andern philosophischen Blickrichtung ausgehend, die gegenteilige Ansicht. Oder war Mozart, wie Henri Ghéon sagt, insofern glücklich, als er «mit Leidenschaft und Freude diente», als er nicht der

«Gefangene seiner selbst» war, sondern sich nach dem «Nicht-Ich, der Wirklichkeit, Gott» richtete?

Willi Reich hat sein Haydn- und sein Mozartbuch mit einer Anzahl gut ausgewählter Illustrationen und einem praktisch angelegten wissenschaftlichen Apparat ausgestattet. Es ist zu hoffen, daß diese Dokumentensammlung nicht nur als Sammelsurium von Zitaten Verwendung finden, sondern auch, der Absicht des Herausgebers entsprechend, zu gründlicher Arbeit Anregung geben wird.

PETER SULZER

EINFÜHRUNG IN DIE VERERBUNGSLEHRE

Der Aufschwung der naturwissenschaftlichen Forschung im Verlauf der letzten Generationen beruht wesentlich auf der Arbeitsteilung, zu welcher das analytische Denken führte. Infolgedessen können die einzelnen Teilgebiete nur von den Spezialforschern richtig gekannt werden. Wenn jedoch in irgendeinem Fach eine neue Stufe der Erkenntnis erreicht ist, welche über die herkömmlichen Anschauungen hinausweist oder gar zu Aenderungen der Lebensweise führt, dann entsteht ein allgemeines Bedürfnis nach Aufklärung über den Kreis der Fachleute hinaus. Warum aber sind die populär-wissenschaftlichen Versuche, die zu seiner Befriedigung unternommen wurden, in einen so üblen Ruf geraten? Wahrscheinlich deshalb, weil das Publikum, dem die wissenschaftlichen Ergebnisse mitgeteilt werden sollten, zu ungleich ist und allzu verschiedene Arten der Aufklärung braucht. Wie man sich etwa bei der Auswahl eines Klebemittels nach der Unterlage richten muß und je nachdem Leim, Kleister, Kitt, Zement auswählt, so sollte sich auch die populäre Darstellung eines Wissenszweiges den Kenntnissen und Bedürfnissen der Leser anpassen. Ist dies bei einem Buch nicht bis ins einzelne möglich, so lassen sich doch grundsätzlich mehrere verschiedenartige Aufgaben unterscheiden.

Bei der einen handelt es sich nur um «Erklärung», das heißt um Einordnung des Neuen in den Kreis des Bekannten. Erinnert man zum Beispiel den Nichttechniker daran, wie der Deckel des Teekessels durch den entstehenden Dampf aufgehoben wird, so «begreift» er, daß dieser Dampf bei geeigneter Einrichtung auch Kolben und Räder wird treiben können. Diese Erklärung bleibt notgedrungen oberflächlich; denn die Frage, warum der Dampf den Deckel hebe, läßt sich nicht so einfach beantworten. Den gleichen Ansprüchen genügt es, zu erfahren, daß die Flut des Meeres durch die Anziehung des Mondes bewirkt werde; um die physikalische Formel dafür interessiert man sich nicht. Und doch sagt nur sie, warum die Flut nicht nur einmal, sondern zweimal in vierundzwanzig Stunden eintreten muß. Wie verhängnisvoll die unkritische Aufnahme solcher Belehrungen werden kann, zeigen die nationalsozialistische Wirtschafts- und Rassenlehre, welche mit derartigen Begründungen verbreitet wurden. «Das ist wissenschaftlich erwiesen», lautete das Schlagwort. Aber trotz des Mißbrauchs sind solche Erklärungen auf Treu und Glauben nicht zu vermeiden, wenn man die Erscheinungen des Alltags zu einem einheitlichen Weltbild zusammenfassen will. — Eine zweite Gruppe von Lesern ist allerdings nicht zufrieden mit der bloßen Einordnung des Neuen; sie wünscht den Gedankengang kennenzulernen, auf dem die neuen Anschauungen oder Maßnahmen beruhen; sie will also nicht nur unterrichtet, sondern überzeugt

werden. — Aber auch damit ist die wirkliche Kenntnis der Probleme und die Urteilsfähigkeit noch nicht erreicht. Wie bei einem mathematischen Lehrsatz Behauptung und Beweis nur die untern Stufen sind, über denen sich erst die Diskussion entwickelt, erlangen auch naturwissenschaftliche Tatsachen ihre lebendige Bedeutung nicht durch die Kenntnisnahme, sondern erst durch die Prüfung ihrer Auswirkung in allen möglichen Beziehungen; dies aber setzt selbständige, nachhaltige Beschäftigung mit dem Gegenstande voraus.

A. Günthart versucht in seiner Vererbungslehre[1] jeder dieser drei Forderungen in ihrer Art gerecht zu werden. Durch anschauliche Beispiele, einfache Sprache und starke Beschränkung der Fachausdrücke ermöglicht er es dem Laien, die wichtigsten Ergebnisse herauszugreifen. Doch die Sorgfalt des Aufbaus, die gewandte Verknüpfung mit früher Gesagtem oder später zu Erwähnendem, sowie die nachdrückliche Unterscheidung zwischen Tatsachen und Hypothesen, genügen auch einem kritischen Leser. Wer aber durch Uebung zu einiger Selbständigkeit in diesem Gebiet gelangen will, findet die Mittel dazu in den vielen vollständig durchgeführten Beispielen, die zugleich dem eiligeren Leser zum Bewußtsein bringen, wie wenig derjenige vom Ganzen weiß, der nur die Ergebnisse herausliest. — Vergegenwärtigt man sich einerseits, ein wie großer Teil unserer Bevölkerung erbkrank ist, anderseits welche Ertragssteigerungen wir schon heute der Züchtung geeigneter Pflanzen- und Tierrassen verdanken, so erscheint eine seriöse Aufklärung über die Vererbungslehre doppelt zeitgemäß.

Die Einführung in die Erbforschung muß sich zunächst auf die Beobachtung eines einzigen Merkmals beschränken. Wenn sich dieses viele Generationen hindurch ohne Ausnahme weiter vererbt, liegt eine reine Rasse vor, andernfalls ein Bastard. Lassen sich aber die qualitativen Eigenschaften einer reinen Rasse, zum Beispiel die Blütenfarbe, leicht erkennen, so ist dies bei den quantitativen umständlicher. Nie werden alle Nachkommen einer reinrassigen Pflanze gleich hoch wie die Eltern. Ordnet man sie aber in Gruppen ähnlicher Größe, so sieht man, daß eine davon, vielleicht die von 41—45 cm, am häufigsten vorhanden ist. In zweiter Linie folgen die nächst größern (46—50 cm) und die nächst kleinern (36—40 cm), dann die nach jeder Richtung sich daran anschließenden. Diese Verhältnisse lassen sich in Tabellen, rechnerisch oder graphisch (Gaußsche Kurve) erfassen. Gekennzeichnet ist die Rasse dadurch, daß die Größe 41—45 cm am häufigsten vorkommt. Wählt man nun für die Weiterzucht mittlere, kleine oder große Individuen aus, so erhält man in allen Fällen wieder die gleiche Häufigkeit der einzelnen Größenklassen wie in der ersten Generation. Erblich ist also nicht die Höhe der einzelnen Pflanze, wohl aber die Verteilung auf die einzelnen Höhenklassen. Die Verschiedenheit der Länge, trotz gleicher Erbanlage, führt man auf äußere Einflüsse zurück, und tatsächlich kann man für die Gesamtheit durch extreme Bedingungen größere oder geringere Höhen herbeiführen; aber trotzdem sind die spätern Generationen wieder gleich der ersten, wenn sie unter gleichen Verhältnissen heranwachsen können. Die Erbanlage, welche unter normalen Umständen am häufigsten die Größe von 41—45 cm herbeiführt, hat sich nicht geändert.

Trotz der Veränderlichkeit der Erscheinungsform bleiben die Erbeigenschaften innerhalb einer reinen Rasse konstant; neue Erscheinungen können dagegen vorkommen, wenn man Angehörige verschiedener Rassen miteinander kreuzt. Werden zum Beispiel weiß blühende Löwenmäulchen mit dem Staub von roten befruchtet oder umgekehrt, so blüht die Tochtergeneration F_1 rosa. Dies entspricht dem ersten der Gesetze, welche der Augustinerpater Gregor Mendel bei

[1] August Günthart: Einführung in die Vererbungslehre. Sammlung Dalp, 7; Verlag A. Francke AG. Bern 1946.

Zuchtversuchen an Erbsen erkannt und 1866 veröffentlicht hat: Die erste Bastardgeneration ist uniform, und die männlichen und weiblichen Geschlechtszellen sind für die Vererbung gleichwertig. — Wenn man die rosa blühende Generation F_1 durch wechselseitige Bestäubung der Bastarde weiterzüchtet, so enthält die folgende Generation F_2 neben rosa blühenden Pflanzen auch wieder weiße und rote, und zwar sind doppelt so viele rosa wie weiß oder rot. Nur die Hälfte dieser Generation hat noch den Bastardcharakter (rosa) von F_1; die andere Hälfte ist aufgespalten in die Formen der beiden Eltern (parentes, P). Dementsprechend lautet das zweite Mendelsche Gesetz: In der F_2-Generation treten die Merkmale der P-Generation in bestimmtem Zahlenverhältnis wieder auf. Mendel zog daraus den genialen Schluß, daß die Erbanlagen (zum Beispiel für Rot- oder Weißblütigkeit) in den (rosa blühenden) Bastarden F_1 nicht miteinander verschmolzen, sondern unverändert erhalten seien. Die männlichen und weiblichen Fortpflanzungszellen können aber nur je eine Anlage weitertragen, entweder für Weiß oder für Rot: Hypothese von der Reinheit der Geschlechtszellen. Die Erbanlagen, heute Gene genannt, werden also durch die Kreuzung nicht verändert, sondern nur kombiniert; jede Geschlechtszelle kann, im Hinblick auf eine bestimmte Eigenschaft, nur *ein* Gen enthalten. Bei der Befruchtung treten jedoch die Gene der beiden Keimzellen zusammen; die befruchtete Eizelle und die daraus hervorgehenden Körperzellen haben für eine bestimmte Eigenschaft je zwei Gene: entweder zwei der einen Art (zum Beispiel rote Blütenfarbe) oder zwei der andern Art (weiße Blütenfarbe) bei reinen Rassen, zwei verschiedene dagegen (Blüten rosa) bei Bastardcharakter.

Die Eigenschaften der Bastarde stehen nicht immer in der Mitte zwischen denen der Eltern; oft ist nur die eine wahrnehmbar (dominant), die andere dagegen verborgen (rezessiv). Kreuzt man zum Beispiel reingezüchtete schwarze Meerschweinchen mit weißen, so entstehen nur schwarze Nachkommen. In ihren Körperzellen sind zwar Gene beider Art; aber Schwarz dominiert. Dagegen enthalten ihre Geschlechtszellen, wie immer, nur ein Gen, entweder für Weiß oder für Schwarz. Bei der Paarung ist deshalb zu erwarten, daß von der folgenden F_2-Generation ein Viertel nur Gene für Weiß bekommt, ein Viertel nur für Schwarz; beide Gruppen sind reinrassig. Diejenigen zwei Viertel aber, welche beiderlei Gene besitzen, haben die Bastardnatur ihrer Eltern und sehen wegen der Dominanz des Schwarzen auch schwarz aus. Die Erscheinung der Dominanz ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil viele Erbkrankheiten des Menschen rezessiv sind und demnach von anscheinend Gesunden weiter vererbt werden wie die weiße Farbe der Meerschweinchen von den schwarzen Bastarden.

Mendels Kreuzungsversuche hatten gezeigt, daß in den Körperzellen der Bastarde beiderlei Erbanlagen vorhanden sind, in den Geschlechtszellen dagegen nur je die eine oder die andere. Zu dieser funktionellen Anschauung brachte das Ende des 19. Jahrhunderts ein materielles Gegenstück. Das Mikroskop erschloß band- oder stabförmige Körperchen, wegen ihr Färbbarkeit Chromosomen genannt, die in den Körperzellen in bestimmter Zahl vorkommen. Jede enthält zwei gleiche Serien von Chromosomen. Vor einer Zellteilung spalten sich diese der Länge nach, und jede Tochterzelle bekommt von jedem Chromosom genau die Hälfte, die allmählich wieder zur vollen Stärke heranwächst. Einmal jedoch, bei der Bildung der Fortpflanzungszellen, unterbleibt die Längsspaltung, so daß jede der Geschlechtszellen nur einen einzigen Chromosomensatz erhält, nicht zwei. Aber wenn sich zwei solche Zellen bei der Befruchtung vereinigen, kommen im Produkt und dem daraus hervorgehenden Organismus alle Chromosomen wieder in der Zweizahl vor. — Sucht man für die Erbanlagen, die Gene, eine materielle Grundlage, so bieten sich als solche die Chromosomen dar, die so peinlich genau auf alle

Körperzellen verteilt werden. Jedes Chromosom trägt eine größere Anzahl von Genen, und man kann sogar über ihre räumliche Verteilung Anhaltspunkte finden. Die Geschlechtszellen haben demnach in ihren Chromosomen für jede Eigenschaft *ein* Gen, die Körperzellen zwei, von denen jedes einem der beiden Eltern entstammt. Bei reinen Rassen sind sie gleich, bei Kreuzungsprodukten verschieden.

Unter diesem Gesichtspunkt kann auch die Verteilung der Geschlechter als Vererbung betrachtet werden. Denn, während in den Körperzellen sonst alle Chromosomen paarweise vorkommen, hat eines, das als X-Chromosom bezeichnet wird, im einen Geschlecht keinen Partner oder nur einen unvollkommenen. Bei Vögeln, Schmetterlingen, bei der Erdbeere kommen zum Beispiel im männlichen Organismus stets zwei X-Chromosomen vor, im weiblichen nur eines; bei andern Lebewesen, auch beim Menschen, ist es umgekehrt. Wenn sich nun die Chromosomen bei der Bildung der Fortpflanzungszellen gleichmäßig auf zwei Tochterzellen verteilen, so kann das eine Geschlecht (beim Menschen ist es das weibliche) jede Zelle mit einem X-Chromosom ausstatten, das andere aber nur die Hälfte. Wenn bei der Befruchtung die zwei Geschlechtszellen miteinander verschmelzen, so hängt das Geschlecht des neuen Lebewesens davon ab, ob beide Keimzellen ein X-Chromosom mitgebracht haben, oder nur eine. Beim Menschen haben die Töchter zwei X-Chromosomen, von denen jedes der Eltern eines gebracht hat. Söhne gehen aus denjenigen Eizellen hervor, welche bei der Befruchtung kein väterliches X-Chromosom bekommen; sie können deshalb alle Eigenschaften, zu denen die Gene auf dem X-Chromosom lokalisiert sind, nur von der Mutter erben.

Das Verhalten der Chromosomen und ihre Beziehungen zu den Erbanlagen bilden den Hauptgegenstand der heutigen Vererbungslehre. Günthart führt im vorliegenden Buch den sorgfältigen Leser von der Oberfläche her ein gutes Stück weit ins Innere derselben ein. Die ganze Darstellung wird jedoch getragen von der Leidenschaft, sich und dem Leser Rechenschaft zu geben von der Methode und dem Erkenntniswert des Dargestellten und von seiner Bedeutung im Rahmen der gesamten Biologie.

DR. EUGEN HESS

BERICHTIGUNG

Irrtümlicherweise ist am Schlusse der «Erinnerungen aus meiner Pariser Zeit» von Cuno Amiet (August 1946, Heft 4) vermerkt worden: «Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Charly Clerc». Herr Professor Clerc war so liebenswürdig, uns die schönen Erinnerungen seines Freundes Amiet zu übergeben; er hat sie aber nicht aus dem Französischen übersetzt, da die kleine Ansprache des Malers deutsch gehalten worden ist.